

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung



Nr. 44. — Sonntag, den 31. Oktober 1926.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Die Wiesenthaler Kirchen von einst.

Es ist nun schon bald 30 Jahre her, als man das alte Kirchlein von Hammerunterwiesenthal abbrach, von der man heute noch ein ungefähres Bild durch die jetzt noch bestehende Kirche von Neudorf gewinnt. Die alte Hammerunterwiesenthaler Kirche wurde in den Jahren 1741 bis 1743 von Flüchtlingen, die ihres evangelischen Glaubens willen aus Böhmen und Mähren über das Gebirge nach Sachsen flohen, erbaut. Die Einweihung erfolgte am 23. Sonntag nach Trinitatis des Jahres 1743 im Anfang des Monats November. 153 Jahre lang hat sich die Einwohnerschaft von Hammerunterwiesenthal in dem mit der Zeit unzureichenden Kirchlein zur Andacht versammelt. Am 3. Osterfeiertage 1896, also vor reichlich 30 Jahren, wurde mit dem Abbruch begonnen und einige Wochen darauf ging bereits der Neubau des schmucken Gotteshauses in die Höhe, das jetzt Hammerunterwiesenthal sein eigen nennt und zu dem man am Himmelfahrtstage des Jahres 1926 neue Glocken weihte.

Da sich nun viele aus dem Wiesenthaler und „Hammer“-Grund nicht mehr so recht auf die frühere Kirche von Hammerunterwiesenthal besinnen können, bringt die „D. Z.“ als Heimatblatt hiermit sowohl eine Außen- als auch eine Innen-Ansicht davon. Wie viele alte Erinnerungen werden da lebendig! Wohl so mancher Einwohner von Hammerunterwiesenthal hat hier seine Taufe empfangen, wurde hier konfirmiert oder schritt hier zum Traualtar. Und so manchen bettete man zu Füßen der Kirche zum ewigen Schlaf beim Klang des alten Glöckchens.

Bei dieser Gelegenheit sei einmal der Geschichte der Wiesenthaler Kirchen im allgemeinen gedacht:

Wiesenthal mit Hammerunterwiesenthal! Diese Orte könnte man Kinder des Bergbaus und Jöglinge der Reformation nennen, denn jener hat sie begründet und diese bevölkert. Wiesenthal besteht aus dem alten Unter- und dem neueren Oberwiesenthal. Unterwiesenthal ist ein altes Bergstädtchen an der Böhml, dessen schon 1455 gedacht wird, und das in früheren

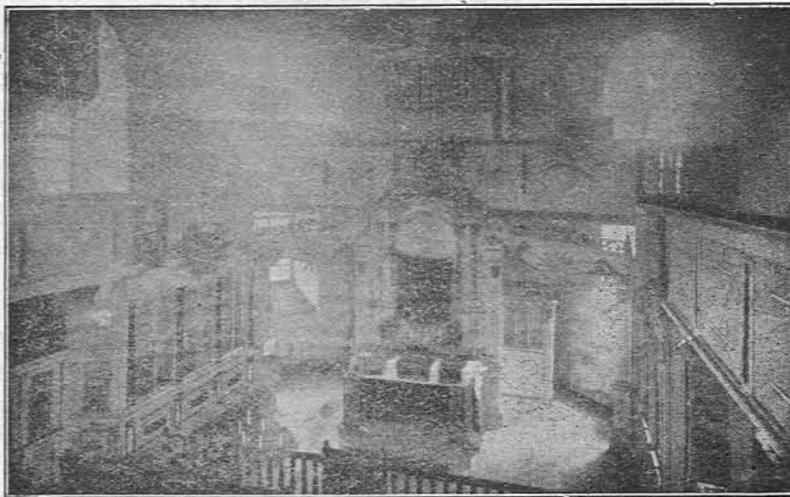
Zeiten bedeutenden Bergbau hatte. Nördlich von ihm liegt der Bergfleckchen Hammer-Unterwiesenthal, der mit jenem eine Kommune bildet. Es hat seinen Namen und Ursprung von den Hammerwerken, die sich daselbst befinden. Oberwiesenthal, ein freundliches Städtchen, wurde von einigen Bergleuten aus Unterwiesenthal, um den 1525 entdeckten Gruben am Fichtels- und Eisenberge näher zu wohnen, im Jahre 1526 gegründet und von den Herren von Schönburg, denen diese Pflanze damals gehörte, ein Raum zu 1500 Baustellen angewiesen. Erst hieß es Neustädtel, dann Neustadt und jetzt Ober- oder kürzer nur Wiesenthal, und liegt unter allen Städten Sachsens am höchsten, 5 Stunden von Annaberg und grenzt nah an Unterwiesenthal. Bevölkert wurde es bald nach seiner Begründung und besonders 1650 durch die aus den benachbarten böhmischen Städten und Dörfern vertriebenen Evangelischen.

Die ersten Spuren des Kirchenwesens verlieren sich in der Sage, daß böhmische Fuhrleute bei einer großen Fichte auf einer grasreichen Wiese einen Heuschuppen anlegten, um nach Ueberschreitung des Gottesgaber Passes hier immer Futter für ihr Vieh zu finden, und daß sie in die ausgehöhlte Fichte ein Kreuzifix zum Schutz ihres Schuppens aufgestellt hätten. Nach Gründung des Städtchens wurde eine Kapelle erbaut, und um sie her ein Totenacker angelegt. Sie wird in einer alten Pfarrmatrikel die „Kapelle in Nieder-Wiesenthal“ genannt und waren zu Ende des 17. Jahrhunderts davon noch bedeutende Ueberreste zu sehen. Als die Unterwiesenthaler den Neudorfern eine kleine Glocke liehen, wie in einem, nun verbrannten Wiesenthaler Gerichtsbuche zu lesen, war vielleicht ihre Kapelle baufällig geworden.

Zu der Parodie Unterwiesenthal gehörte sonst Böhmisches Wiesenthal und Stolzenhain (der stolze Hain), welche Orte, wie noch viele andere in Böhmen, damals evangelisch waren. Aber der 30jährige Krieg mit seinen Verfolgungen der Evangelischen im Jahre 1621 traf auch diese Grenzgegenden,



Kirche Hammer-Unterwiesenthal 1897



Inneres der Kirche Hammer-Unterwiesenthal 1897.

die Evangelischen wurden verdrängt und namentlich ihre Prediger mißhandelt, wie es z. B. 1631 dem Pfarrer Schöber, Archidiacon, Richter und Diakonus Mönch in Joachimsthal, erging. 1650 bauten sich die Böhmisches-Wiesenthaler und Stolzenhainer gemeinschaftlich eine katholische Kirche. Als die Kirche in Unterwiesenthal alt und baufällig geworden war und die Einwohner sich sehr vermehrt hatten, bauten sich beide Städte, Ober- und Unterwiesenthal, gemeinschaftlich eine neue Kirche auf Unterwiesenthaler Grund und Boden und bildeten unter königl. Collatur eine Pfarodie, zu der noch die 3 Tellerhäuser am Raff und die Evangelischen in Böhmisches-Wiesenthal gehören, mit 2106 Seelen, jährlich 21 Trauungen, 10 Geburten, 81 Leichen und 2757 Comunikanten. Hammer-Unterwiesenthal mit Hammerwerk Schöffel und seiner alten kleinen Kirche ist das Filial mit jährlich 4 Trauungen, 23 Geburten, 17 Leichen und 735 Comunikanten.

Die Unter- und Oberwiesenthaler Kirche hatte keinen Thurm, sondern die Glocken hingen in einem besonderen Glockenhanse auf der Kirchgasse, unweit des Marktes. Man beschloß 1643 einen Thurm zu bauen, der nach mancherlei Hindernissen und Verzögerungen angefangen und 1659 vollendet wurde. Er ist dick und nur 66 Ellen hoch, trägt aber ein schönes Geläute. Die große Glocke, 12 Zentner schwer, trägt die Schrift:

„Mein Klang ruft dich zum Kirchengang.
Lieb Gott und sag' Ihm Lob und Dank!“

Herr August Löwel, Exulant von Joachimsthal, damals Handelsmann allhier 1658. Dieser Löwel hat auch zum Thurmbau 62 Thaler geschenkt. Die mittlere, 8—9 Zentner, hat die Aufschrift: „Vas Deus hoc signum plebs salva sit aura benigna.“ Die kleine, 6 Zentner wiegend, gibt in ihrer Aufschrift die Nachricht:

Als ich zerbrach, verlor meinen Klang,
Die Lieb Herr Georg Schmiedeln zwang,
Daß er mich ließ umgießen neu;
Gott vergelt ihm solche Treu!

Anno 1658.

Dieser Schmiedel war Herr von dem „Rothem Hammer“. Die eiserne Thurmuhr mit einem Zeigerblatt ist in den 80er Jahren des 17ten Jahrhunderts von dem Rathause genommen

und dort eine neue angeschafft worden. (Warum nicht lieber der Kirche eine neue?) Neben dem neuen Thurme gewährte die alte und baufällig gewordene Kirche einen unfreundlichen Anblick, daher beschloß man eine größere und von Grund aus neue, 72 Ellen lange und 26 Ellen weite, mit 28 großen Fenstern versehene Kirche zu bauen, welche auch von 1605—1669 ohne alle fremden Beiträge und Collekten vollendet worden ist.

Das Innere der Kirche, für die gegen 3500 Mitglieder starke Gemeinde viel zu klein, hat ein Holzgewölbe, vieles Tafel- und Schnitzwerk, viele, aber schlechte Fresco- und andere Gemälde; die biblischen Bilder an den Emporen sind 1716 renoviert worden. Der Altar ist künstlich geschnitzt und mit großen Bildern versehen, ein Geschenk der Brüder Georg (Stadtrichter) und Jacob Pilz (Kaufmann) in Wiesenthal. Der Taufstein, von Werkstücken mit hölzernem Deckel und feinem Schnitzwerk, 1694 renoviert und gemalt. Die Kanzel, mit den Figuren der 4 Evangelisten, wurde von einem kolossalen, von Holz geschnitztem Bergmann getragen. Sie war ein Geschenk von Johann Fischer, Richter und Hammerherrn in Unterwiesenthal, der auch die steinerne Vorhalle am oberen Kirchthore bauen ließ. Ferner besitzt die Kirche einen silbernen, vergoldeten Kelch, sonst mit Edelsteinen besetzt, die aber im Dreißigjährigen Kriege abhanden gekommen und 2 dergl. silberne und vergoldete Hostienteller, ein Geschenk von dem Kriegsobersten Caphan; Ein silbernes vergoldetes Weinkännchen von Frau Catharina Wirthin; Eine silberne vergoldete Schale mit 6 Edelsteinen und eine dergleichen Schachtel und 1709 einen silbernen, zum Teil vergoldeten Krankenkelch für 10 Thaler von Frau Joh. Magdalena, Joh. Christoph Fischers sen. auf dem Schöffel des untersten Hammers Ehefrau. Der Kaufmann Johann Jakob Pilz nebst Gattin haben 1690 ein Altartuch vom besten Stoff, 1712 zwei Tücher von gutem Zeug mit seidnen Blumen gestickt, 1713 ein weißes Tuch von guter Leinwand und klaren Spitzen der Kirche verehrt. Ein schönes rothes Kanzelkleid für hohe Feste hat Frau Anna Dorothea Heubelt, und ein schön rothsammtnes Messgewand zu hohen Festen haben etliche andächtige Weibspersonen, meist aus Oberwiesenthal, der Kirche geschenkt. Ein silberner Kelch, stark vergoldet nebst Theller zum sonntäglichen Gebrauch, ist, ohne Nennung des Namens, von einem guten Christen am 28. November 1716 dem damaligen Pfarrer für die Kirche übergeben worden.

Erzgebirgische Dorfspitznamen.

Von Wilhelm Günther, Leipzig.

(Fortsetzung und Schluß.) (Mit Genehmigung des Verfassers aus früheren Heimatchutzblättern.)

Oftmals kommt es auch vor, wenn wir bei dem in letzter Nummer angeführten Beispiel bleiben, daß der betreffende Junge von seinen Spielgenossen auch nach der Mutter genannt wird, und weil diese die Tischerridengette ist, so heißt der Sohn nach ihr der Tischerridengettenkarl. Beide Benennungen bestehen oft jahrelang nebeneinander; schließlich überwiegt aber doch die eine und wird die allein gebräuchliche. Der Volksmund wählt mit Vorliebe die sprachlich leichtere Form; er schleift ab und sagt nicht Hansgörgliebkarl, sondern Hansgörgkarl und aus Tischerridengettenkarl macht er einfach Tischkarl. Nur in dem Falle, daß in der Dorfgemeinde unter stammverwandten Familien ein Name doppelt vorkommen sollte, dann bleibt zum Unterschiede der beiden, bei dem einen wenigstens, die weitere, auch sprachlich unbequemere Form bestehen. Der eine heißt weiter der Danelgettelgustav, der andere nur der Danelgustav, und jeder weiß, wer mit diesem Namen gemeint ist. Diese Namengebung erweist sich mithin als eine Notwendigkeit, weniger für den, der ihn führt, als für die, die ihn gebrauchen.

In bezug auf die Uebertragung des Namens vom Vater oder der Mutter auf das Kind denke ich da an einen recht spaßigen Fall. Ein sechsjähriger, aufgeweckter Junge kommt nach Hause, stellt sich aufgeregt, wie er war, vor die Mutter hin und sagt: „Hörste, Mutter, sa mer ner amol, war ich egentlich bi; bi ich dä der Hanaukelturt oder der Filpmichelkurt.“ „Ja“, meinte seine Mutter, die Hanaukelturt, „mei

guter Gung, dos könne mer net bestimme, dos machen de anern Leit.“

Im allgemeinen ergibt sich folgendes: Meistens geht der Name entweder nur vom Vater oder nur von der Mutter allein auf die Kinder über; welcher von den beiden eintretenden Fällen öfter vorkommt, läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen; es ist wohl im großen und ganzen gleich. Der Volksmund wählt in der Namengebung fast immer die kürzere, bequemere Form, geht aber auch mitunter, aller Regel entgegen, recht seltsame, eigenartige Wege.

Zum andern tritt auch der Fall ein, daß die Kinder ein- und derselben Familie zu gleicher Zeit sowohl nach dem Vater als auch nach der Mutter gerufen werden, oder, daß die Söhne des Vaters Namen, die Töchter dagegen den der Mutter tragen. Schließlich kommt es auch vor, daß ein in eine andere Familie einheiratender Mann oder Frau ihren bisherigen Namen verlieren und dafür im Volksmunde den der anderen Ehehälfte annehmen. Ja sogar das Haus, auf dem meistens der Spitzname der lang eingewohnten Familie ruht, kann die Namengebung der zur Miete wohnenden Personen beeinflussen.

Die Namengebung hängt mitunter von Zufälligkeiten ab, die man hinterher mit dem besten Willen nicht begreifen und verstehen kann. In eine Dorfgemeinde zog früher einmal ein Mann aus Mauersberg. Wie der Wind so schnell hatte er von den Bewohnern, weil er so unscheinbar und klein war, den

Namen Mauersberger Mannel bekommen. Die Kinder seiner Ehe wurden nicht anders als die Mannelgunge und die Mannelmad genannt, und einer von den letzten Sprossen dieser weitverzweigten Familie ist der Mannelmadfritz.

Anderer fremd Herzugezogene wurden nach dem Orte ihrer Herkunft genannt. Ein ehemals aus Lauterbach und Steinbach Eingewanderter heißt nur im Volksmund der Lauterbacher und der Stambicherma; den aus Kühnheide nennt man nur den Kühhadner, den aus Milbenau den Milnaer usw.

Der Benigaugust und der Beniglieb waren ehemals Brüder; von letzterem wieder stammen ab der Benigliebkarl und Benigliebchristian. Beide haben eine Tochter, namens Anna, die, wenn es genau nach der Tradition ginge, der Volksmund doch Benigliebkarlanna und Benigliebchristiananna nennen müßte. Das tut er aber nicht, sondern ruft sie der Kürze wegen alle beide Benigliebanna. Sie sind längst nach auswärtig verheiratet; kommen sie aber einmal in ihre Heimat zu Besuch, so heißt es: „Die Benigliebanna ist da.“ „Ja, welche denn?“ Dann hilft man sich, indem man hinzufügt: Dem Christian seine oder dem Karl seine. Wären sie jedoch im Dorfe und somit dauernd im Volksmunde geblieben, so hätte dieser, um die gleiche Benennung zu umgehen, sicher die eine mit dem obigen weiteren Namen belegt, oder vielleicht gar der Kürze wegen die eine die Karlanna, die andere Christiananna genannt. Immer und immer wieder ergeben sich neue Wendungen, die man mit Beispielen ohne Ende belegen könnte.

In letzter Zeit scheint es öfter vorzukommen, daß der Volksmund ganze Generationen hindurch bestehende Stammmamen fallen läßt und dafür den Rufnamen des Vaters oder der Mutter einsetzt. Die Frau des Hefkartenerobert z. B. stammt aus Grumbach (Nieder- bez. Oberdorf) und führt den Namen Mühlberta: ihre Kinder ruft man nur Bertarobert und Bertalene; ebenso nennt man die Söhne vom Richterferdinand nur Ferdinandemil und Ferdinandalbin, die vom Granertgust nur Gustmar, Guttrichard und Guttrudolf. Die Salefrieda ist die Tochter der Michelrikenale, die Karlinelina die vom Klaskerhalmkarlinel und die Lobelmarie und Lobelemilie sind die Töchter vom Häuselalörgelob.

Den Gebirgsdörflern sind die Spitznamen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie beim Ruf derselben absolut nichts Fremdartiges und noch viel weniger Beleidigendes erblicken; im Gegenteil, es paßt ihnen hinten und vorne nicht, wenn sie von unbekannter Seite beim Familiennamen, wie etwa Seisfert, Ullmann oder Hautstein gerufen werden. Das fassen sie mitunter sogar als eine Zurücksetzung auf. Ganz anders liegt die Sache, wenn der Spitzname schriftlich fixiert wird, etwa in einer Dialektgeschichte. Wenn da der Betreffende seinen Namen liest, so wird er stutzig; er ärgert sich und macht ein böses Gesicht. Wie erklärt sich das? Der in der Schrift gebrauchte Name ist ihm etwas ganz Ungewöhnliches, und er denkt nicht anders, als daß irgendwie eine böse, versteckte Ablicht vorgelesen haben muß, seinen Namen vor aller Welt bloßzustellen. Tatsächlich spielt er den Beleidigten. Es ist das ein altes Vorurteil und eine völlige Verkennung der Tatsache, daß mit der Aufzeichnung der Spitznamen ein Stück ursprüngliches und unverfälschtes Volksleben der Beraffenheit entrissen werden soll.

Welchen Weg die Spitznamen durch die Generationen eingeschlagen haben, kann man nicht wissen, weil leider schriftliche Aufzeichnungen davon nirgends zu finden sind. Es könnte aber nach dieser Richtung hin manches im Interesse des Heimatsehnes getan werden von dazu wohl am besten geeigneten Personen; diese sind unstreitig der Pfarrer und der Lehrer. Sie

müßten dem Kirchen- und Schularchiv entsprechend eine Spitznamenliste anlegen und bei Taufen, Hochzeiten, Begräbnissen, bei Schulaufnahmen und Schulentlassungen Eintragungen über Abstammungen und Familienverzweigungen machen. Diese allwöchentlich kleine Mühe würde mit der Zeit ein urkundliches Material schaffen von größtem Werte. Das ist in der Forschung ein Stoffgebiet für sich, das man aber leider nicht zu bearbeiten imstande ist, weil alle Unterlagen dazu völlig fehlen. Sollte von hier aus das ausgestreute Körnchen in Form einer Anregung zur Mitarbeit auf fruchtbaren Boden fallen, so wäre viel erreicht.

Die Bergmannssprache.

Der **Abbau**, der bergmännische Betrieb eines Bergwerks, ein Ausdruck, der weiterhin in der Heeresprache eine Rolle spielt, vom Abbau der Nachkriegszeit gar nicht zu reden, kann zum **Kaubau** werden, wenn nur auf augenblicklichen Gewinn, ohne Rücksicht auf weiteren Betrieb, gebaut wird. Der reine Gewinn, der sich nach Abzug der Kosten aus dem Betriebe ergibt, heißt **Ausbeute**, **Zubute** aber der in den Gewerken nach Maßgabe ihrer Ruxe (Berg- oder Grubenteile, 128 in einer Reihe, in der Form Rufus zuerst 1327 in einer böhmischen Urkunde) zu zahlende Beitrag zu den Betriebskosten, der so lange geleistet werden muß, als das Bergwerk sich nicht selbst zu decken vermag.

Zur Anlegung eines Bergwerks an einem bestimmten Orte bedurfte es der Erlaubnis, um die **gemutet**, nachgesucht werden mußte (mhd. muoten etwas haben wollen, verlanen, davon muotunge Begehren: Vermutung machen hieß aus Anzeichen erkennen, wo sich der Grubenbau lohnt). Um nach Erzlagern zu suchen, muß man die Erdoberfläche aufreißen, die oberen Erdschichten abdecken, in der Sprache des Bergmanns **schürfen** — die Berichte über Vorträge und Reden schreiben meist von „tiefschürfenden“ Darlegungen: auch wenn diese Vorträge als reichhaltig bezeichnet werden, liegt ein bergmännischer Ausdruck vor, der sich eiaentlich auf metallreiche Erze bezieht.

Die Beschaffenheit des Metalls erkundet man durch die **Stichprobe**, die durch einen Stich mit dem Probelöffel dem Schmelzofen entnommene Probe — auch von dem Reichtum, der Vollständigkeit eines Buches überzeugt man sich durch Stichproben. Die Lagerstätte des Erzes, die Stein- oder Kohlschicht nennt der Bergmann ein **Flöz** (in älterer Schreibung **Flez** oder **Fläz**), aus mhd. vlezze, ahd. flazzi, flezzi, aebneter Boden, Tenne, auch Hausflur; zu dem davon abgeleiteten Zeitwort vlegen, breit daliegen, lagern gehört der **Fläz**, der dummarobe Mensch, der sich hinfläzt, breit hinsetzt; zur Schicht der Gebildeten zählt er nicht.

Die **Schicht** im Sinne von Lager geht auf mhd. schiht Geschehnis, Ordnung, Einteilung, Reihe, geordnete Arbeitszeit zurück: die Bergleute verfahren oder machen Schichten von 6 bis 8 Stunden: erst im 17. Jahrhundert ist Schicht machen bezeichnet in der Bedeutung aufhören zu arbeiten, wozu der Ruf Schicht! das Zeichen gibt. Ob umschichtig — wechselweise zur Bergmannsschicht gehört, ist zweifelhaft. Noch zu erwähnen ist der Bergmannsgruß **Glückauf!**, der noch vielmehr, als es bereits geschieht, in allgemeinen Gebrauch kommen sollte. 170 fragt Hermes, Sophiens Reise: Woher kommt mir das altfränkische Wort Glückauf? Es ist nicht vor 1660 nachzuweisen; Melker 1684 Beschreibung der Stadt Schneeberg gibt für diese „beramännische Redart“ die Erklärung: „Ach wünschste Glück, daß sich die Gänge dir aufstun, nicht verschließen.“

Zur Mitarbeit an den Erzgebirgischen Heimatblättern der OZ.

bitten wir alle unsere Leser, geeignetes Bildmaterial aus alter Zeit, sowie Beschreibungen historischer und sonstiger Begebenheiten aus dem Erzgebirge an unseren Verlag einzusenden. — Ein Jeder hilft so das Band der Liebe zu unserer erzgebirgischen Heimat fester knüpfen und schafft den Lesern der OZ. ein vergnügtes Feierabend-Lesestündchen



Nooch 'n Feierohnd.

De Röcknern.^{*)}

P. D., Schl.

Dos Rod'n gieh, dos is bei Zeiten
in unnern schienen Erzgebürg
ä Sitte schie aus alten Zeiten
bis nauf an Fuß von Fichtelberg.

Ausgerachent is jeder Tog,
je lange manichsmol kaum zu,
un wärn's zwee'e mehr aa noch,
do hätten se kaum Ruh.

Su Mittag imme zwee'e rim,
do fängt's su sachte a,
de äne zu der annern kimmt,
ball is de letzte ra.

Do wärd erzehlt un dischgeriert,
gearbeit laut dorzu,
su alles änzeln aufgefiert;
im viere is im Nu.

Dann kimmt's Kaffeetrinken dra,
de Bemme hot jed's miet;
ä manche ka ober net racht na,
die hot annern Appetiet.

's mächt äne mol zun Bäck no gieh,
paar Dreierbrodte hulin,
de Gertrud ka heit net aufstieh,
die sikt doch wie of Ruhl'n.

„Mei Arweit die muß färtig wärn,
sigt de Gertrud, „bis morg'n frieh,
am liebsten mächt iew gar net mahrn
un aa ze Bett net gieh.“

Is dr Kaffeeklatsch vorbei,
fängt de Arweit wieder a,
nu wär'n mol de Manner o'gedekt,
denn die war'n noch nei dra.

Die ähne hot änn guten Mah,
dor annere där is schlacht,
's is ball kä guter Foden dra —
doch zelegt sei se alle racht.

In dor Dämmering mor tut
de Arweit packen zamm,
für dänn Tog warsch nu wieder gut,
morg'n wieder, wenn mr noch labn.

Se hom a schie Verejn gegründ't,
ich will se hier tu kund,
Dar ähne heßt de Venigfed,
dann Struh- un Freindschaftsbund.

Zum Schluß: sie soll lab'n huch,
de Rod'n-Gieherei,
denn dos is doch ä schiener Zug
von erzgebürg'scher Trei'.

*) Röcknern, wenn gut befreundete Frauen mit Heimarbeit zu einandergehen, was immer abwechselnd geschieht.

Dor dorchgefollne Kärngdienor.

(Eine wahre Begebenheit.)

Seitern warsch Brauch, daß uhm bei ons en Gebürg wahrn'd
dor Kärch de Bieng met'n Kläng'ibeit'l eigesomm'lt wurn.
's wor e schienor Brauch, on wärd emende a heit noch hie
on do ogewandt.

Gewehnlisch warsch bei dor holm Predigt, wenn dor
Kärngdienor erscht ont'n bei de Weib'n, nochort's uhm
bei de Mon'n mit sen longe Schtad'ng rem schtärkn tot.

An dan Schtad'ng wor e Sometbeit'l met en Klengele
ont'n dro, on dos Kleng'ibeit'lami'l tot'n emor olte ehrwerdege
Mon'n vorsah.

Do trug's sech emol zu, daß en dor Soheng dor olte
Kärngdienor geschtorm wor (wes am all'n emol possiert) on
de Schtell nei ze besch'n wor.

Dor Ries'lfried oder wie or hieß, dar onn're Arbet neme
gut vorrecht'n konnt, hott sech em dos Amt'l beworm on a gute
Aussecht, daß orsch gring' tot.

Em sech nu vornweg wang dan Kleng'ibeit'l emmor e weng
ze ühm. mochet or sech'n Sonnambnochmett'g niewor off'ne
Schein'lbud'n on schtellet an de Wänd' rem laut'r Kornpupp'm
auf — dos sollt'n de Mon'n off' dor Empur sei — nort heng
or an Räch'nstiel sei olte Müh no on mochet nu vu enor
Kornpopp zu dor onorn; rekt 'n Räch'nstiel mit dr Müh
hie on mochet dodrbei ene Vorbeigung, wie su e Ruifat'l, wenn's
en Mahlworm fregt.

Off'n Schein'lbud'n schtont gerod de Klomp¹⁾ auf, wus
Getrad nonnor off' de Tenn geschmess'n wärd. Dor Fried, dar
de Lang nett vu de Kornpopp'n vorwend'n tot, werd doch 's
Trompet'l vorgess'n on dor Klomp ze nohnt komme. Or wollt
gerod wiedor e racht'n schen Dienor mocht'ng un 'n Räch'n-
stiel met dor Meh hie red'ng, do haut's 'n met zomst'n provi-
suresch'n Kleng'ibeit'l ärschlea²⁾ zom Temp'l nonnor off' de
Tenn. — Or wor met seinor Prifeng e su rekt'g dorchgefoll'n.

Sei Olte tot a met off'n Bud'n rem marn. Wie die nu
von ihrn Mon'n nescht meh soch, do rufet se: „Fried, Fried!
wu best de dä?“ — Kä Weile Ruh! — Off' ämol bläket's ont'n
von dr Tenn rauf: „Bei de Weib'n!“

Dor Fried wor gelesch ont'n ogelond on e su en seinor
Soch' vortieft, doß or totsächlich docht, or wär met sen Räch'n-
stiel en dor Kärch nonnor bei de Weib'n' geschtärzt.

Or hot dos Amt'l a grecht, trogdem or en dor Schein su
recht'g dorchgefoll'n wor.

Edwin Behrenz, Leipzig.

1) Falltüre, 2) rücklings.

Was mancher nicht weiß.

Im Indischen Ozean zwischen Madagaskar und Indien
liegen 15 000 Inseln, auf denen es nicht ein einziges mensch-
liches Wesen gibt. Diese Inseln sind nicht groß. Einige haben
nur einen Flächenumfang von 1–2 Hektar, andere sind 5 bis
8 Kilometer lang und einen Kilometer breit.

Wenn man einen schlafenden Menschen an der Zehe be-
rührt, erwacht er viel leichter, als wenn man ihn an der Schul-
ter ansaßt.

Die ausdauerndsten Schwimmer sind gewiß die Haifische.
Es wurde die Beobachtung gemacht, daß ein und derselbe Hai
in drei Tagen eine Strecke von 1200 Kilometern zurückgelegt hat.

Auf der Insel Kildine im Weißen Meer befindet sich ein
See, der oben süßes und unten salziges Wasser enthält.

Sultan Abdul Asis konnte ein ganzes Lamm auf einmal
verspeisen und aß zum Frühstück ein Duzend harte Eier mit
Leichtigkeit.

Ein Zyklon kann 1600 Kilometer im Durchmesser haben.

Illustrierte Wochenbeilage

der Obererzgebirgischen Zeitung

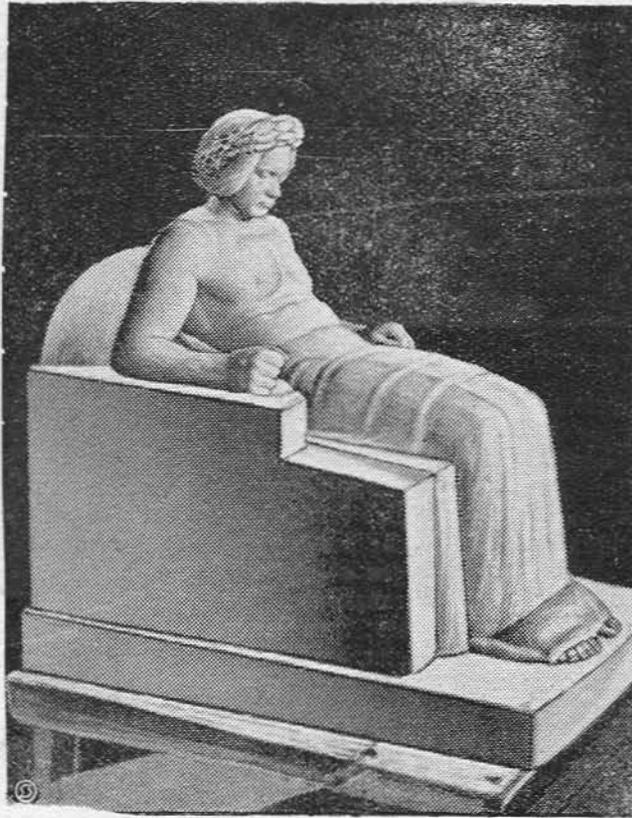
Nr. 44.

Sonntag, den 31. Oktober

1926.

Ein neues Beethovendenkmal.

Am 26. März 1827 verschied Deutschlands größter deutscher Tondichter Ludwig van Beethoven, verdüstert und vereinsamt, nachdem er der Welt Tonschöpfungen von unvergänglicher Schönheit geschenkt hatte. Beethoven wurde am 16. Dezember 1770 in Bonn geboren, wo sein Vater Tenorist in der kurfürstlichen Kapelle und sein Großvater Kapellmeister war. Trübe Eindrücke der zerrütteten häuslichen Verhältnisse machten B. schon als Knaben düster und verschlossen, obwohl seine schon damals glänzende Virtuosität im Klavierspiel, die mit einem außerordentlichen Talent für das freie Phantasieren verbunden war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Schon als 15jähriger wurde Beethoven als Hoforganist angestellt, während er im Orchester seinen Platz als Bratschist hatte. Beethovens erstes größeres Werk, drei Klaviertrios, das er 1795 veröffentlichte, ließ ihn ebenbürtig und vollberechtigt in die erste Reihe der großen Komponisten



Entwurf zu einem Beethovendenkmal von Professor Peter Breuer.

treten. Von da an gab eine lange Reihe mannigfacher Kompositionen Zeugnis von der stetigen, in Form und Inhalt gleichmäßig fortschreitenden, durch unerschöpflichen Reichtum wahrhaft neuer Erfindungen immer wieder überraschenden Entwicklung seiner künstlerischen Schaffungskraft, die ihn zum größten aller deutschen Tondichter erhob. Zu den schon vorhandenen Denkmälern von Beethoven in Bonn und Wien und dem bekannten Denkmal von Klingner will nun auch Berlin ein Denkmal aufstellen und hat zu diesem Zweck unter 8 bedeutenden deutschen Bildhauern einen engeren Wettbewerb für ein Beethovendenkmal ausgeschrieben, das am 100. Todestage des großen deutschen Komponisten auf dem Bülowplatz in Berlin enthüllt werden soll. Die Entwürfe der Bildhauer sind jetzt im Bürgeraal des Berliner Rathauses aufgestellt und der öffentlichen Besichtigung zugänglich gemacht worden. Unser Bild zeigt eines der interessantesten Monumente von Prof. Peter Breuer, mit dem Titel „Rhythmus II Variante“. W.



Haus Doorn.

Zum Streit um des Kaisers Rückkehr.

Die Diskussion über die Absichten des ehemaligen Kaisers Wilhelm II., nach Deutschland zurückzukehren, hat neue Nahrung gefunden in zwei unerwarteten Besuchen, die der holländische Innenminister dem Kaiser in Doorn gemacht hat. Obwohl über die vertraulichen Unterredungen nichts bekannt wurde, bringt man sie doch mit der Rückkehr des Kaisers in Zusammenhang. Prinzessin Hermine, die Gemahlin des ehemaligen Kaisers, weilte seit einigen Tagen auf ihrem Schlosse Sabor in Schlesien, ist nun aber plötzlich nach Doorn zurückgekehrt.



Die Gemahlin des ehemaligen Kaisers.

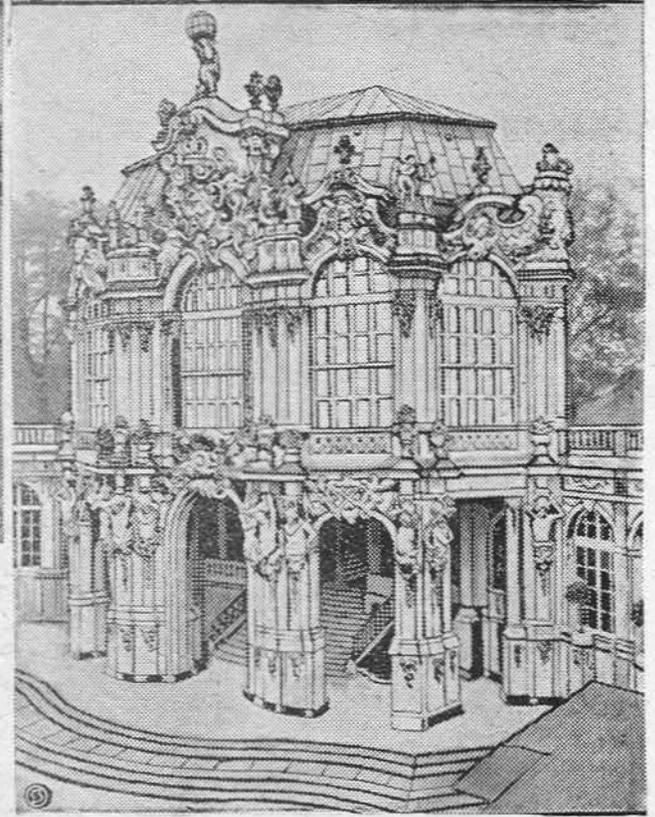


Die Einbeziehung des Saargebiets in den Stahltrakt.

Die Vertreter des französischen Handelsministeriums sind diese Woche zum Zwecke von Besprechungen mit der deutschen Regierung über die Einbeziehung des Saargebietes in das kürzlich abgeschlossene internationale Stahlabkommen nach Berlin gekommen. Die Verhandlungen haben bereits begonnen. Die französische Delegation wird im übrigen die Gelegenheit wahrnehmen, auch über einzelne Punkte des deutsch-französischen Handelsabkommens in Berlin Besprechungen abzuhalten. Unser Bild zeigt die französische Delegation vor dem französischen Generalkonsulat in Berlin, und zwar von links nach rechts: Den Leiter der Handelsabteilung des Generalkonsulates, Dr. Wilhelm, den Pressechef der französischen Botschaft in Berlin, Professor Hesnard, der bekanntlich der einzige Zeuge der Unterredung zwischen Briand und Stresemann in Thoiry war, den Direktor im französischen Außenministerium, Arnal, den Leiter der Delegation, den Direktor im französischen Handelsministerium, Serruys, und Direktor Lesenoë.

Ein Rathenau-Gedenkstein.

In Sommerfeld wurde unter außerordentlich starker Beteiligung der Bevölkerung ein Gedenkstein für Walter Rathenau eingeweiht. Es handelt sich um einen über 300 Zentner schweren Findling, den Reichsbannerleute im Walde entdeckten und in wochenlanger Arbeit zum Denkmalsplatz für den Rathenau-Gedächtnisstein schlepten.



Der Dresdner Zwinger wiederhergestellt.

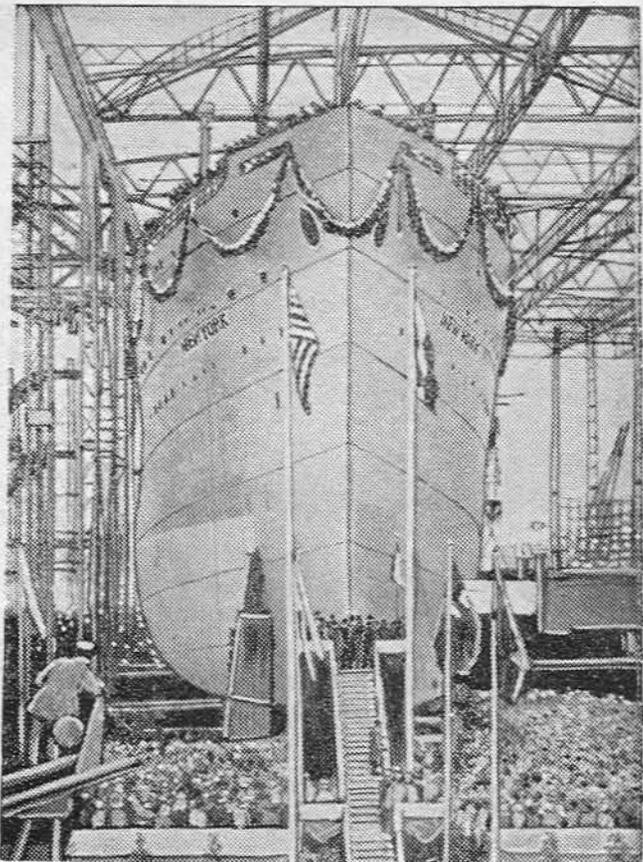
Der Dresdner Zwinger mit seinem kostbaren architektonischen, der Barockzeit entstammenden Schmuck, war in letzter Zeit in Gefahr geraten, unter dem Einfluß der Witterung völlig zu zerfallen. Die Regierung des Freistaates Sachsen hat deshalb von Sachleuten eine umfassende Reparatur durchführen lassen. Die einzelnen, kunstvoll in Stein gehauenen Arabesken und Vasen sind von Bildhauern genau kopiert worden. Die Renovierung ist nunmehr beendet und der Zwinger prangt wieder in alter Schönheit.



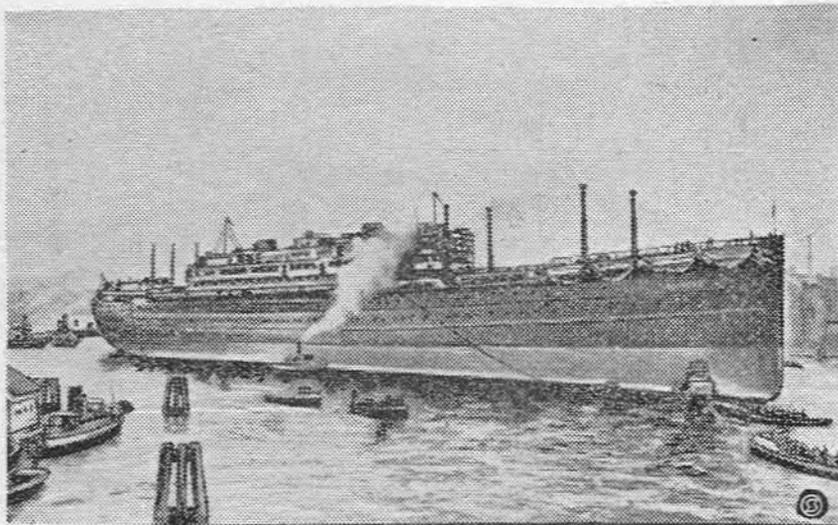
Vom Besuch Hindenburgs in Bremen.



Die Entstehung des Rathenau-Gedenksteins.

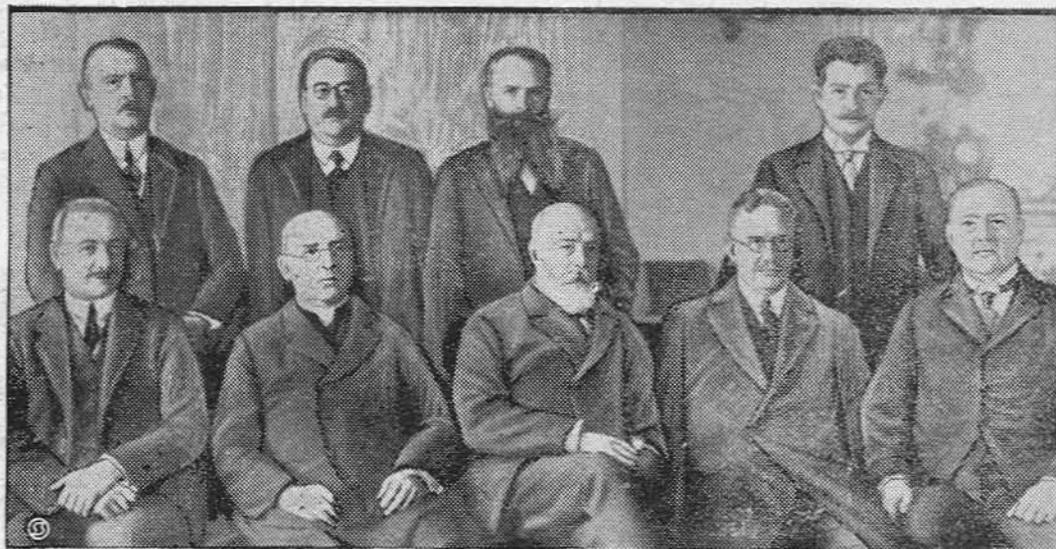


Der Festakt.



Der Stapellauf des „New York“ in Hamburg.

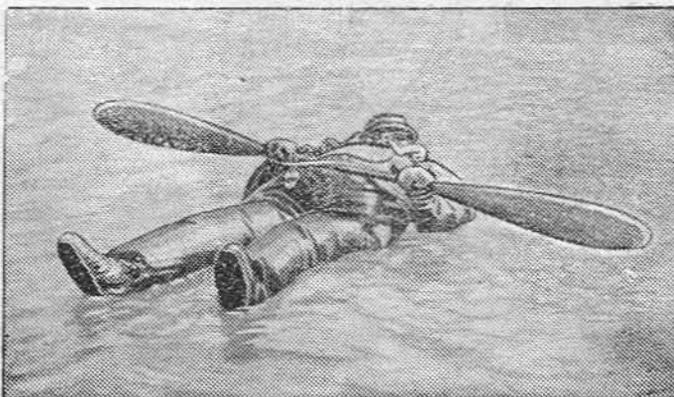
Mit einem großen Festakt und dem üblichen Gepränge fand kürzlich in Hamburg der Stapellauf des neuesten Hapag-Großschiffes „New York“ des vierten 21 000 Tonnerdampfers der Albert-Ballin-Klasse statt. Nach einer Ansprache des Bürgermeisters Dr. Petersen, der im Auftrage des New Yorker Oberbürgermeisters die innere Verbundenheit von New York und Hamburg im Zeichen des Weltverkehrs feiert, schleuderte Mrs. Walkers, die Gattin des New Yorker Oberbürgermeisters, die Champagnerflasche gegen den Schiffsbug mit den Worten: „Ich taufe dich New York“, und das Schiff glitt in sein Element.



Das neue österreichische Kabinett.

Betont großdeutsch.

Nachdem das Kabinett Ramek an den Beamtenforderungen gescheitert ist, hat der ehemalige Bundeskanzler Dr. Seipel, ein neues Kabinett gebildet. Dieses Kabinett zeigt eine besonders starke, großdeutsche Betonung dadurch, daß der großdeutsche Vorsitzende des Nationalrates, Abgeordneter Prof. Dr. Dinghofer, zum Vizekanzler und Justizminister ernannt worden ist. Es ist zu erwarten, daß dem neuen Kabinett eine längere Lebensdauer beschieden ist.

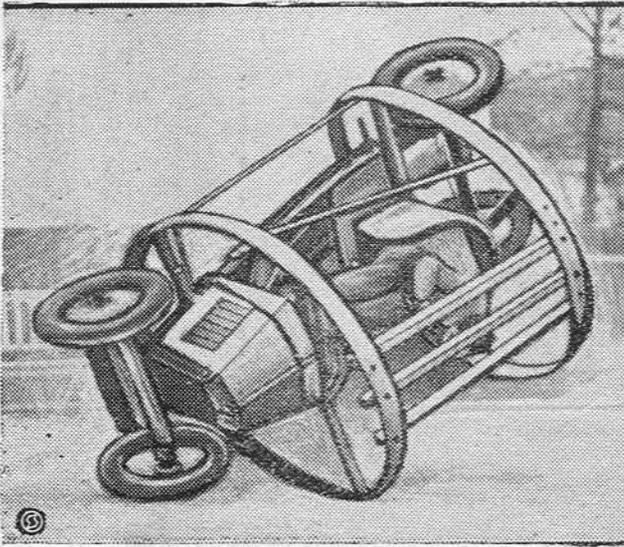


Der Schwimmanzug als Ruderboot. Ein neuer „Wassersport“ in Australien.



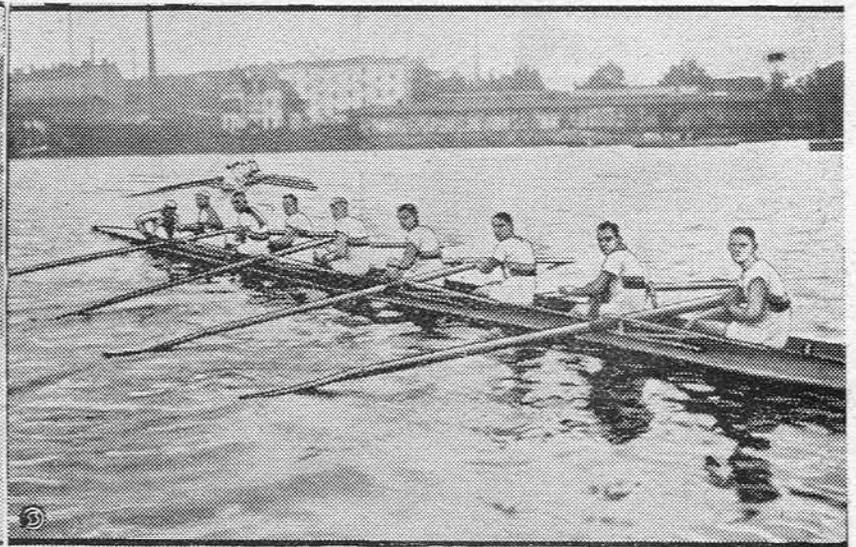
Regierungspräsident Graf Adelmann †

Der Kölner Regierungspräsident Graf Adelmann von Adelmansfeldern ist kürzlich in Köln gestorben. Er ist in weiten Kreisen Deutschlands bekannt geworden, während der Zeit der Besetzung Kölns und während des Ruhrkampfes, in der er mit großer Umsicht und viel Geschick die deutschen Interessen gegenüber der Besatzungsbehörde vertrat. Graf Adelmann war Schwabe, 1919 wurde er Landrat von Koblenz-Land. Nach kurzer Tätigkeit im Ministerium Berlin wurde er 1922 Regierungspräsident in Köln.



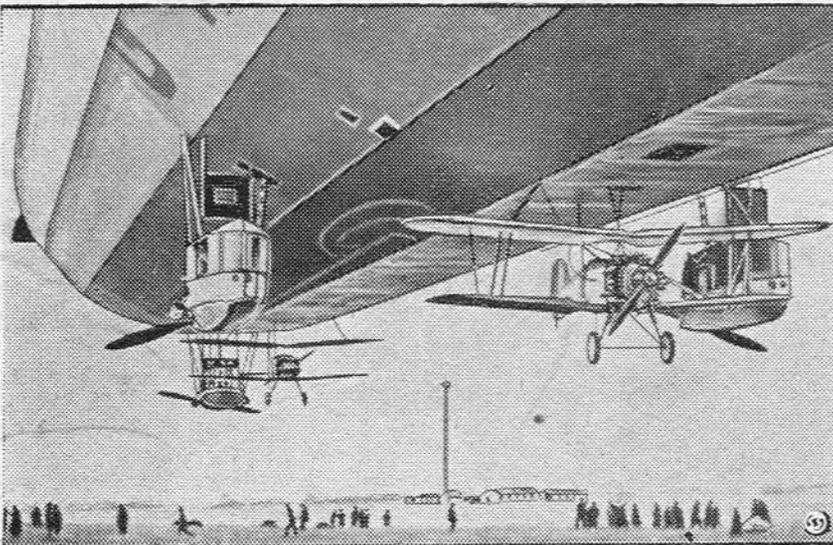
Das unfenterbare Auto.

Im „Salon“, der berühmten Pariser Automobilausstellung, wurde auch ein Automobil gezeigt, das für Rennfahrer von hohem Interesse ist und geeignet erscheint, die Gefahren des Ueberschlagens in der Kurve erheblich zu vermindern. Ein französischer Rennfahrer hat sich bei der Firma Peugeot ein Auto konstruieren lassen, mit dem er sich während der Fahrt vollkommen überschlagen kann, ohne Schaden zu nehmen. Durch die sorgfältig geprüfte Schwerpunktsverteilung stellt sich das Auto nach dem Ueberschlagen selbst wieder auf die Räder und die Fahrt kann fortgesetzt werden. Unser Bild zeigt das Auto mit dem darin sitzenden Fahrer im Augenblick des Ueberschlagens.



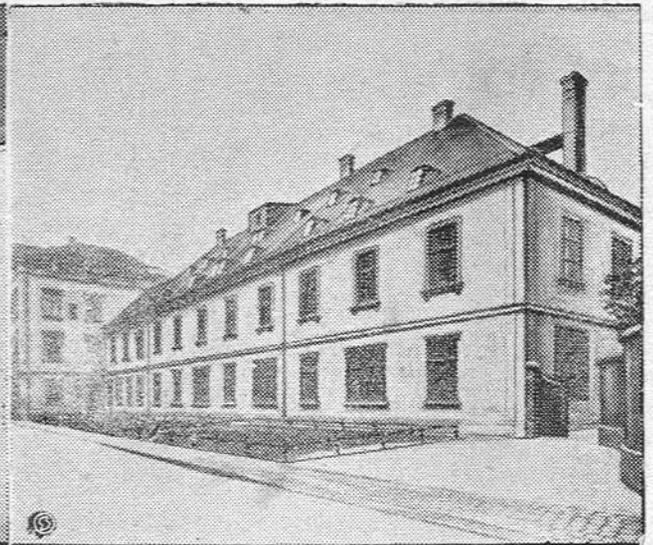
Das deutsche Oxford-Cambridge.

Das Vorbild des weltberühmten englischen Rudermeisterschafts-Kampfes zwischen den Hochschulen von Oxford und Cambridge hat seit einigen Jahren auch in Deutschland seine Nachahmung in dem Kampfe der Berliner Technischen Hochschule gegen die Universität Berlin gefunden und bildet stets ein Sportereignis ersten Ranges. Zum dritten Male wurde am Sonntag auf der Spree dieser Hochschulachter ausgekämpft. Die Spreeufer längs der Rennstrecke waren von zahlreichen Zuschauern umsäumt, die trotz der herbstlich kühlen Witterung nicht vom Platze wichen. In einem sportlich schönen harten Kampfe siegte der Hochschulachter der Technischen Hochschule gegen die Universität Berlin.



Das Luftschiff als Mutterschiff.

Die englische Heeresverwaltung unternahm dieser Tage sehr interessante Versuche mit dem Start von Flugzeugen vom Luftschiff aus. Das englische Luftschiff R. 33 erhob sich mit zwei Kampfeinsitzern, die zwischen den Motoren-Gondeln des Luftschiffes hingen. Nachdem das Luftschiff eine Höhe von mehreren Hundert Metern erreicht hatte, ließ man durch eine mechanische Auslösung die beiden Flugzeuge fallen. Der Start gelang jedesmal vorzüglich, so daß die Möglichkeit des Startes von Fliegern auch vom fliegenden Luftschiff aus durch diese Versuche bewiesen ist. Die Frage ist für die Kriegführung insofern von Bedeutung, als es möglich wird, mit Hilfe des Luftschiffes Flugzeuge in gewaltigen Höhen und über große Strecken bis in den Rücken der gegnerischen Front zu transportieren.



Die älteste Pfandleihe Deutschlands.

Die Stadt Augsburg hat in der Zeit der Teuerung um 1570 herum als erste deutsche Stadt die segensreiche Einrichtung eines Leihamtes getätigt. Um dem in Not geratenen kleinen Mann zu helfen, wurde im Karmeliterkloster ein Raum eingerichtet, in welchem an zwei Tagen der Woche Hilfsuchenden gegen ein entsprechendes Pfand ein Darlehen von einem bis zehn Gulden gegeben wurde. Im März 1603 fand dann zuerst im städtischen Armenamt und später in einem durch Baumeister Elias Holl errichteten Pfand- und Leihhaus die Eröffnung des Leihamtes der Stadt Augsburg als des ältesten im deutschen Reiche statt. 1876 wurde das Leihamt infolge des Stadttheater-Neubaus nach dem früheren Jesuitentheater in der Jesuitengasse verlegt, wo es leider durch die Ungunst der Verhältnisse jetzt wieder stark besucht wird.